

(Nachdruck verboten.)

17]

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

„I mag von die Erlbacher nix mehr wissen. Sollen's an Schuller h'halten, weil'n gar so gern hamm. I brauch' koan Erlbacher, i bin koan was schuldi und brauch' auf neamd aufz'passen. Na, i mag vo dera Wahl gar nix mehr hör'n.“

Baustätter hörte ruhig zu und sagte dann:

„Sie ärgern sich. Das müssen Sie nicht tun.“

„Sie hamm Eahna'r aa g'ärgert.“

„Ich? Nein, dazu hab' ich keinen Grund gehabt.“

„Bal der Schuller...“

„Rein, Hierangl. Ich bin Pfarrer und hab' kein Recht, mich in die Wahlen einzumischen.“

„Nacha ko's Eahna ja ganz recht sei, daß's a so aus-ganga is.“

„Das ist etwas anderes. Darüber will ich ja mit Ihnen reden. Ich hätt' es sehr gern gesehen, wenn Sie Bürgermeister geworden wären, ich hätt' aber kein Wort verloren, wenn es ein anderer geworden wär'. Nur nicht der Schuller. Da ist es meine Pflicht, zu warnen.“

„Jetzt is er's halt. Ob's oan freut oder it.“

„Er ist doch nicht bestätigt, und daß er nicht bestätigt wird, dazu können Sie mithelfen.“

„I? Na, i dank' schö, Herr Pfarrer. I laß ma it 's Maul o'hänga vom Haberlschneider. I laß mi it schlecht macha. I brauch' koan Erlbacher durchaus gar nimmer; i bin koan nix schuldi und brauch' auf neamd aufz'passen.“

„Sie müssen helfen, daß die Wahl rückgängig wird.“

„Dös soll'n de andern toa! Bal i was sag', wer' i aus-g'laßt, weil a jeder woak, daß i sei Feind bin.“

„Das is auch nicht recht von Ihnen.“

„Was is it recht?“

„Daß Sie eine Feindschaft haben. Das soll man nicht.“

„Herr Pfarrer, nehmen S' ma's net übel aber i moan, Sie san no hoaker auf'n Schuller.“

„Da sind Sie im Irrtum. Ich tue nur meine Pflicht als Seelsorger. Aber Feind bin ich niemand.“

Der Hierangl drehte seinen Hut in der Hand und schaute gleichmütig zum Fenster hinaus.

Die Rede machte keinen Eindruck auf ihn, und er wartete, ob es nicht wieder anders kommen werde.

„Ich habe schon öfter bemerkt, daß mich viele für einen Feind des Schuller halten,“ sagte der Pfarrer nach einer Pause.

„Ja, dös glaab'n viel Leut.“

„Da glauben die Leute etwas Unrechtes von mir. Das würd' schlecht passen zu meinem Priesterkleid.“

„Na hört halt a so reden dabo.“

„Ich weiß schon, warum. Das muß jeder leiden, der seine Pflicht tut.“

„Für was san nacha Sie so dageg'n, daß der Schuller Bürgermoasta werd'?“

„Das ist meine Pflicht, und ich darf nicht anders handeln. Der Schuller ist nicht fähig, daß er einen Ehrenposten in der Gemeinde hat.“

Der Hierangl wurde aufmerksam. Er merkte, daß der Pfarrer noch einen Trumpf in der Hand hatte.

„Ich habe es von meinem Vorfahren gewissermaßen als ein Vermächtnis überkommen,“ fuhr Baustätter weiter.

„Vom Herrn Geld?“

„Ja, von meinem Vorgänger Maurus Geld.“

„Da hat ma nia nix g'hört, daß's da was geb'n hat.“

„Ich habe auch nichts gesagt bis heute, und ich hätte immer geschwiegen, wenn der Schuller nicht gewählt worden wäre.“

„Ja, was is nacha dös?“

Baustätter stand auf und holte aus dem Schreibtische ein Blatt Papier. Er hielt es dem Hierangl hin.

„I ho mei Brill'n it bei mir, da kon' i net lesen.“

„Dann will ich es Ihnen vorlesen.“ Erlbach am 16. Juni 1889. Heute war zum zweiten Male der Austragsbauer Johann Vöst bei mir und klagte bitterlich über die Miß-

handlungen, welche er von seinem Sohne erdulden mußte. Er zeigte mir die absterbenden Spuren derselben.

Nachschrift: Ich hab' dem Andreas Vöst sein abscheuliches Unrecht vorgehalten. Er zeigte keine Reue und antwortete mit wüsten Drohungen gegen seinen Vater.

Zweite Nachschrift: Andreas Vöst ist ein Mensch, dem jeder aus dem Wege gehen soll, und vor dem öffentlich gewarnt werden mußte.“

Unterschrieben ist es: Maurus Geld, Pfarrer in Erlbach. Was sagen Sie jetzt, Hierangl? Habe ich die Pflicht, einzuschreiten?“

Baustätter legte das Papier in den Schreibtisch; er sah den raschen Blick nicht, mit dem ihn der Hierangl streifte.

Der sah unbeweglich und schaute wieder zum Fenster hinaus, als sich der Pfarrer gegen ihn wandte.

„Nun?“

„Da hat mi gar nia was g'hört. Der alt' Vöst hat si nia beklagt; i glaab, daß in ganz Erlbach koaner is, der wo vom alten Vöst was g'hört hat.“

„Das glaube ich schon. Es ist ganz natürlich, daß er so was nicht erzählen mochte.“

„Na, hat er's an Herrn Geld beicht?“

„Was fällt Ihnen ein? Da wüßte ich es so wenig, wie Sie.“

„Ja, ja.“

„Der alte Mann wird aber sein Leid geklagt haben und wird ihn gebeten haben, daß er den Sohn zur Rede stellt.“

„Daß mi da gar nia was g'hört hat?“

„Sie täten es auch nicht erzählen, Hierangl.“

„Ja, ja.“

„Aber meinen Sie, daß ich ruhig zusehen soll, wenn der Schuller Bürgermeister wird? Ein gefährlicher Mensch, heißt es.“

„Na, was wollen S' nacha toa, Herr Pfarrer?“

„Ich melde das dem Bezirksamt.“

„An Bezirksamt? Dös werd aa nix machen kenna.“

„Es kann die Bestätigung verweigern. Und dann noch etwas, Hierangl. Ich habe Sie gerade deswegen rufen lassen, weil ich will, daß die Gemeinde Kenntnis erhält von dieser Aufschreibung.“

„Sie moana, i soll dös weiter erzähl'n?“

„Ja, das heißt...“

„Herr Pfarrer, i will Eahna glei sag'n, auf dös kon' i mi net ei'lassen. Grad wann's i verzähl, hamm d' Leut' an Zweifel.“

„Ich will nicht, daß Sie's öffentlich erzählen. Aber ein paar Leuten, die ohnehin gegen die Wahl sind. Vielleicht beschweren sich die.“

„Wer mag der Rab' d' Schellen o'hänga? I net...“

„Sie brauchen es nicht selber zu tun. Aber finden sollen Sie einige. Es ist doch im Interesse der Gemeinde!“

„Es gibt an großen Spektakel. Der Schuller hat viel Leut' auf seiner Seiten.“

„Die Leute werden doch nicht immer gegen ihren Pfarrer sein! Wenn sie erfahren, daß auch mein Vorgänger die größten Bedenken hatte, müssen sie glauben, daß etwas daran ist. Da müssen ihnen doch die Augen aufgehen!“

„A paar vielleicht, aba viel it.“

„Das ist sehr traurig.“

„Ja no; von heut' auf morg'n geht so was it. Sie wer'n seh'n, es gibt viel Verdruß.“

„Das hindert mich nicht; jetzt fechte ich diesen Kampf erst recht durch. Ich tue es dem Andenken meines verstorbenen Amtsbruders zuliebe.“

Baustätter hatte die Stimme erhoben; aber es klang nicht wie heiliger Eifer aus seinen Worten; es verbarg sich hinter ihnen Haß, recht irdischer Haß.

Hierangl hörte ihn heraus und freute sich. Aber er bestand es besser, seine Gedanken zu verbergen; seine Augen blinzten nicht wie des Herrn Baustätter; sie hasteten ruhig auf dem Marienbilde über dem Schreibtische und wanderten hinüber zu der Bibliothek, wo die verstaubten Bücher lagen; der heilige Alphons von Liguori neben dem Sulzbacher Kalender.

„Recht viel wer'n si net unterschreiben,“ sagte er gleichmütig. „aber oan woak i.“

„Wen?“

„An Gettner. Gelt'n tuat er halt it recht viel.“

„Ein Name ist wie der andere. Ich hab' übrigens auch schon daran gedacht. Der Gettner wäre der Mann, der die Leute aufmerksam machen könnte.“

„Für so was is er g'schickt; dös glaab i selber.“

„Und wenn jemand zu Ihnen kommt, Hierangl und redet mit Ihnen darüber, dann können Sie ja bestätigen, daß Sie die Schrift gesehen haben?“

„Dös kon' i scho, Herr Pfarrer, da so im Neamd ver-
Klag'n.“

„Sajön! Es bleibt dabei. Grüß Gott, Hierangl!“

„B Good.“

Der Hierangl schritt langsam durch den geräumigen Gang; vor dem Hausaltare fuhr er nach seiner Gewohnheit mit dem Daumen über das Gesicht herunter, zum Zeichen des heiligen Kreuzes.

Wie er den Pfarrhof verließ, sah ihm ein verstecktes Lachen in den Mundwinkeln und er sagte halb laut vor sich hin: „Sei Feind is er it.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

4]

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

Ein tüchtiger Kosak brüstet sich mit der Kenntnis des Tataarischen, und ist er angeheitert, so spricht er selbst mit fernem Landsmann tataarisch. Trotzdem glaubt dieses in diesen Erdentümpeln verschlagene, von halb wilden mohammedanischen Stämmen und Soldaten eingeschlossene christliche Völkchen auf einer hohen Stufe der Entwicklung zu stehen und hält nur den Kosaken für einen Menschen. Auf alles übrige blickt es mit Verachtung herab. Den größten Teil des Tages bringt der Kosak auf den Grenzwachen, auf Kriegszügen, auf der Jagd oder beim Fischfang zu. Er arbeitet fast nie zu Hause. Ein Aufenhalt im Dorfe ist eine Ausnahme von der Regel. Ist er aber da, so führt er ein flottes Leben. Jeder Kosak hat seinen eigenen Wein, und das Trinken ist nicht so sehr eine allen gemeinsame Gewohnheit, als vielmehr ein Brauch, dessen Nichterfüllung als Abfall gelten würde. Die Frau betrachtet der Kosak als ein Mittel zu seinem Wohlstande; nur das Mädchen darf dem Vergnügen nachgehen, die Frau läßt man von ihrer Jugend bis in ihr tiefstes Alter für sich radern und verlangt von ihr nach orientalischer Auffassung Unterwürfigkeit und Arbeit. Infolge dieser Anschauung bekommt die Frau, die sich bescheiden und stilllich entwickelt, trotz ihrer schreibbaren Demut, wie im ganzen Orient, einen unergleichlich größeren Einfluß und ein größeres Gewicht im Hauswesen als im Westen. (Ihre Fernhaltung vom öffentlichen Leben und ihre Uebung in männlicher, schwerer Arbeit geben ihr ein um so größeres Gewicht im Hauswesen.) Der Kosak, der es für ungeziemend hält, in Gegenwart Fremder ein liebevolles oder müßiges Gespräch mit seiner Frau zu führen, hält sich unwillkürlich ihrem Uebergewicht, wenn er mit ihr allein unter vier Augen bleibt. Das ganze Haus, das ganze Vermögen, die ganze Wirtschaft hat sie erworben, erhält sie allein durch ihre Arbeit und Sorgfalt. Obgleich er die feste Ueberzeugung hat, daß Arbeit für den Kosaken eine Schande ist und nur dem nogaischen Knecht und der Frau ansteht, hat er doch das dunkle Gefühl, daß alles, was er genießt und sein Eigen nennt, die Frucht dieser Arbeit ist, und daß es in der Macht der Frau, seiner Mutter oder Gattin, die er als eine Leibeigene ansieht, liegt, ihn alles dessen zu berauben, was er genießt. Ueberdies hat die beständige männliche, schwere Arbeit und die Sorge, die in ihre Hand gelegt ist, der grebenischen Frau einen selbständigen, höchst mannhaften Charakter gegeben und ihre physische Kraft, ihren gesunden Verstand, ihre Entschlossenheit und die Festigkeit ihres Charakters auffallend entwickelt. Die Kosakenfrauen sind meist härter, klüger, entwickelter und schöner als die Kosaken. Die Schönheit der grebenischen Frau fällt besonders durch die Vereinigung des reinsten sibirischen Gesichtstypus mit der breiten, mächtigen Gestalt der nordischen Frau ins Auge. Die Kosakenfrauen tragen sibirische Tracht: das tataarische Gend, den Beschmet (tataarischer Halbrod) und die Tschubjals (Fußbedeckung); nur das Kopftuch tragen sie russisch. Keuschheit, Sauberkeit und Reichtum in der Kleidung und in der Ausschmückung der Hütte bilden eine Gewohnheit, ein Bedürfnis ihres Lebens. Im Verkehr mit den Männern genießen die Frauen, besonders aber die Mädchen, vollständige Freiheit. Als der Kräfte des grebenischen Kosakentums gilt das Dorf Nowomlinsk. Hier haben sich mehr als in anderen Dörfern die Sitten der alten Grebenen erhalten, und die Frauen dieses Dorfes sind von altersher wegen ihrer Schönheit im ganzen Kaukasus berühmt. Den Lebensunterhalt der Kosaken bilden die Weinberge und Fruchtgärten, die Melonen- und Kürbisfelder, der Fischfang, die Mais- und Hirsefaat und die Kriegs-

Das Kosakendorf Nowomlinsk liegt drei Werst vom Terek entfernt und ist durch einen dichten Wald von ihm getrennt. An der einen Seite der Straße, die durch das Dorf führt, ist ein Fluß; an der andern sieht man grüne Wein- und Fruchtgärten und die Treibsanddünen der nogaischen Steppe. Das Dorf ist von einem Erdwall und einer Stachdornhecke umgeben. Die Tore, durch die man in das Dorf hinein- und aus ihm herausfährt, haben hohe Flügel und ein kleines Schilfbach. Neben ihnen steht eine Kanone auf einer hölzernen Lafette, ein Ungetüm, das die Kosaken einmal erbeutet haben und aus dem seit hundert Jahren kein Schuß abgefeuert worden ist. Ein Kosak in Uniform und Plüme steht an dem Tore auf Wache oder auch nicht, macht vor dem Offizier, der vorübergeht, Front oder auch nicht. Unter dem Dache des Tores steht mit schwarzer Schrift auf einer weißen Tafel: Häuser 288. Männliche Seelen 897, weibliche 1012. Die Häuser der Kosaken erheben sich alle auf Pfeilern von einer Elle Höhe oder mehr, sind sauber, mit Schilf gedeckt und haben hohe Giebel. Sie sind alle, wenn nicht neu, so doch gerade, sauber, mit mannigfaltigen hohen Treppen versehen und haben nicht eines am andern, sondern liegen frei und malerisch in den breiten Straßen und Quergassen. Vor den hellen, großen Fenstern vieler Häuser erheben sich hinter Jalousien dunkelgrüne Lindenbäume, zarte, hellblättrige Akazien mit ihren weißen, duftigen Zweigen über die Hütten und gleich daneben die lebhaft glänzenden Sonnenblumen und die verschlungenen Ranken der Fesnelle und des Weins. Auf dem großen Platze sieht man drei Läden mit bunter Ware, Sonnenblumenkerzen, Schoten und Pfefferkuchen; und hinter einem Zaun ragt aus der alten Lindenallee, größer und höher als alle andern, das Haus des Regiments-Kommandeurs mit den Flügelkornen hervor. Menschen sieht man besonders im Sommer an Wochentagen wenig in den Straßen des Dorfes. Die Kosaken sind im Dienste: auf der Grenzwache und auf Kriegszügen; die Alten auf der Jagd, beim Fischfang oder mit den Weibern bei der Arbeit in Garten und Feld; nur die ganz Alten, die Kinder und die Kranken bleiben zu Hause.

5.

Es war einer jener schönen Abende, wie sie nur im Kaukasus vorkommen. Die Sonne war hinter den Bergen untergegangen, aber es war noch hell. Die Abendröte stand an einem Drittel des Himmels, und in ihrem Schein hoben sich die Bergriesen in matten Umrissen ab. Die Luft war dünn, unbeweglich, lautlos, die Berge waren ihre langen Schatten weit in die Steppe. In der Steppe, jenseits des Flusses, auf den Straßen — überall war es menschenleer. Seht man hier und da einmal Verittene, so blicken schon die Kosaken von der Grenzwache und die Tschetschegen aus dem Aul mit Verwunderung und Neugier die Reiter an und suchen zu erraten, wer wohl diese bösen Menschen sein könnten. Wenn der Abend kommt, flüchten sich diese Menschen aus Furcht voreinander in ihre Wohnungen, und nur das Tier und der Vogel fliehet frei, ohne Furcht vor dem Menschen, über diese Wüste dahin. Aus den Gärten eilen, noch ehe die Sonne untergegangen ist, die Kosakenfrauen unter munterem Geplauder nach vollbrachter Arbeit heim. Und in den Gärten wird es öde, wie in der ganzen Gegend; aber dafür wird das Dorf um die Abendstunde lebendig. Von allen Seiten kommen die Menschen ins Dorf: zu Fuß, zu Pferd, auf Inarrenden Wagen. Die Mädchen in gestrickten Gendben kommen unter lustigem Gespräch, die Kuten in der Hand, durch das Tor dem Vieh entgegen, das sich in einer Wolke von Rauch und Müden, die es aus der Steppe mitschleppt, hin und her drängt. Die latten Kühe und Büffel ziehen durch die Straßen, und die Kosakenmädchen schlendern zwischen ihnen in den bunten Beschemts hin und her. Ihr lautes Geplauder, ihr fröhliches Lachen und Zauschen unterbricht das Gestrüll des Viehs. Dort kommt ein beurlaubter Kosak, bewaffnet, auf seine Hütte zugeritten. Er neigt sich zum Fenster und klopft an die Scheibe. Gleich erscheint ein hübscher, junger Frauenkopf und spricht liebevolle und freundliche Worte. Dort kommt ein stämmiger, zerlumpter nogaischer Arbeiter mit Schilf aus der Steppe hereingefahren, er wendet den Inarrenden Wagen auf dem Hofe des Auls um, nimmt den Ochsen, die ihren Kopf hin und her bewegen, das Joch ab und bearüht den Hauswirt tataarisch. An der Pfluke, die fast die ganze Straße einnimmt und an welcher die Leute seit Jahren, mühsam an den Zaun gedrückt, vorübergehen, zwingt sich eine barfüßige Kosakenfrau mit einem Holz-
bündel auf dem Rücken hindurch. Sie hat ihr Hemd hoch über die weißen Füße gehoben, und ein heimlehnender Jäger ruft ihr scherzend zu: „Höher, höher, schwamhaftes Mädchen, und zielt nach ihr; die Kosakenfrau läßt das Gend los und verliert ihr Holz. Ein alter Kosak, mit aufgeschürzter Hofe und offener, grau-
behaarter Brust, kommt vom Fischfang heim. Er trägt auf dem Rücken, im Neb, noch zappelnde, silbergraue Fetzheringe, kriecht, um sich den Weg zu verkürzen, durch den verfallenen Zaun des Nachbarn und zerreißt sich dabei den Fitteln. Dort schleppt ein altes Weib einen trockenen Baumstumpf, und um die Ecke hört man Arthiebe. Die Kosakenkinder kreischen und treiben auf den Straßen, wo nur ein glattes Klädchen ist, ihre Kreisel. Weiber klettern, um den Weg zu verkürzen, über die Jäne. Aus allen Schornsteinen steigt der duftige Rauch des Ruhmiffs. Auf allen Höhen hört man ein lebhafteres Treiben, wie es der Stille der Nacht vorherzugehen pflegt.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Winterschlaf der Pflanzen.

Wenn im Spätherbst Bäume und Sträucher ihr buntes Laub abschütteln, wenn sich die Zwiebel- und Knollengewächse in die schützende Erde verkiegen, d. h. ihren oberirdischen grünen Stumpf verwelken und absterben lassen, so sind das lediglich Vorbereitungen für den Winterschlaf, den sie je nach dem Temperaturrückgang Ende November oder Anfang Dezember beginnen. In warmen Ländern, wo es keine Kälteperioden in dem uns geläufigen Sinne gibt, kennt man auch den Laubfall nicht, der sich bei uns oft innerhalb weniger Tage, in der Regel aber in kürzester Frist vollzieht, sondern dort erfolgt der Laubwechsel stetig, aber unmerklich: Das Blatt erliegt der Altersschwäche und wird durch einen Jungtrieb ersetzt. Dadurch erscheinen dort die Gewächse ewig grün und bieten nicht das Bild kahlblöser dürrer Äste, das unserer Flora im Winter das Gepräge gibt. Es liegt auf der Hand, daß das seinen guten Grund haben muß, und dieser liegt darin, daß belaubte Pflanzen, also saftreiche Gewächse, dem Froste erliegen. In der Tat gilt für die Mehrzahl der Gewächse als Regel, daß der Tod infolge des Frostes um so eher eintritt, je jünger und wasserreicher die Gewebe sind. Dazu kommt es auch, daß das Laub der Buchen, Hainbuchen und sommergrünen Eichen, das im Herbst selbst nach wiederholten Frösten nicht getötet wird, in jugendlichem Zustande welkt und vertrocknet, wenn nur in einer einzigen Frühlingsnacht die Temperatur unter Null gesunken ist.

Was ist es nun aber mit dem eigentlichen Winterschlaf? Sehen wir uns eine Kartoffel an! Wir wissen, daß sie sich im nächsten Frühjahr wieder zum Kartoffelstock auswaschen wird. Nun liegt sie im Keller, und es hat den Anschein, als ob in ihren Zellen alle Bewegungen, Umlagerungen und chemischen Zersetzung ganz unterbrochen wären. Die Knolle liegt ruhig und ohne äußere Veränderung den ganzen Winter im dunklen Raume, sagen wir bei einer gleichmäßigen Temperatur von 10 Grad. Der Frühling kommt, allenthalben auf der Erde sproßt und leimt es, wir meinen, lediglich infolge der starken Erwärmung des Bodens durch die höher stehende Sonne. In den dunklen Keller aber fällt kein wärmender Sonnenstrahl, die Temperatur ist aber noch ein wenig gesunken, da erfahrungsgemäß die niederste Temperatur in den Kellern sich erst am Schlusse des Winters einstellt, etwa wie wir die größte Kälte vor Sonnenaufgang haben. Und trotzdem beginnt da unten jetzt auch die Kartoffel mit neuem Leben, treibt ihre bleichen mit dem gefährlichen Solanin gift gefüllten langen Keime und Sprosse, als wüßte sie, daß der Frühling seinen Einzug gehalten hat. Wer hat ihr das in ihrem finsternen Kerker बताया? Warum hat sie sich vorher so ruhig verhalten? Temperatur und Umgebung waren doch monatelang die gleiche. Auf diese Frage gibt es, sagt Kerner, nur eine Antwort, und diese lautet: Die Kartoffelknolle war im Dezember noch nicht ausgerüstet; sie war nur scheinbar in absoluter Ruhe; in Wirklichkeit vollzogen sich in ihren Zellen fort und fort chemische Umsetzungen und Umlagerungen, Zubereitungen und Herstellungen der Baustoffe, und diese waren im Dezember, Januar und Februar noch nicht so weit gediehen, daß es möglich gewesen wäre, Stengel, Blätter und Wurzeln aufzubauen. Erst im März sind die Vorbereitungen zum Auswaschen abgeschlossen, und erst jetzt kann jene Umgestaltung der Baustoffe, die auch äußerlich als Wachstum erscheint, erfolgen. Die organischen Verbindungen, wie sie die Zellen der Knolle im Herbst entwickelten, würden auch unter dem Einflusse einer Temperatur von 20 Grad noch nicht zur Bildung von Stengeln, Blättern und Wurzeln getaugt haben. Alle diese Vorgänge bedürfen eben auch eines bestimmten Zeitraumes, und dieser läßt sich durch Erhöhung der Temperatur weder ersetzen, noch merklich abkürzen. . . .

Mit anderen Worten: alle Entwicklung braucht Zeit. Kein einziges Lebewesen gibt es, das diesen Satz auf den Kopf stellen könnte. In der Zwiebel des lieblichen Schneeglöckchens bilden sich schon im Laufe des Sommers die Anlagen für Blätter und Blüten, und Ende September sind bereits alle Teile der fünfzähligen Blüte zwischen den umhüllenden Zwiebelschuppen und Scheiden zu erkennen. Und doch braucht die Pflanze noch volle vier Monate, bis sie zur normalen Entfaltung gelangt, bis sie — unter dem Schnee noch — ihre Spitzen treibt und dann, wenn kaum das Quecksilber über den Nullpunkt geklettert ist, ihre Blüten glöckchen erschließt! Hunderte von Treibversuchen hat man angestellt, um eine frühere Blütezeit herbeizuführen, aber immer sind sie fehlgeschlagen, denn die Blüten wachsen nicht aus und bleiben frühinsiehende Schwächlinge. So verhalten sich auch die Knospen der meisten Sträucher und Bäume. Betrachte die dicken dunkel glänzenden Knospen einer Korkastanie! Tief in einen Pelzmantel eingehüllt, den wieder ein Kranz dicker schützender Knospen schuppen umgibt, ruhen die schon weit entwickelten Jungtriebe fix und fertig in der Anlage, nur winzig klein und empfindlich. Aber die Knospe braucht zu ihrer Entwicklung wie Kartoffel und Schneeglöckchen monatelang Zeit, um endlich, wenn auch die äußeren Bedingungen günstiger geworden, den dichten braunen mit zähem Klebstoff ausgefüllten Winterschlaf abzuwerfen und die jungen Triebe dem Lichte entgegenzurücken.

Und diese Entwicklung geht umso besser vor sich, je intensiver der Baum im Herbst alle Nährstoffe aus den Blättern herausgelogen und als Reservestoffe in den Stamm zurückgeleitet

hat; um so energischer, da ja die Pflanze nicht für tausende breiter Blattflächen zu sorgen hat; und doch langsam, mit der Bedächtigkeit und Gewissenhaftigkeit einer Neuschöpfung, da ja im allgemeinen der Safttrieb stockt und die Wurzelstätigkeit ruht. Es ist, als spannten die Millionen Zellen endlich einmal aus, als erholten sie sich von ihrer schweren Sommerarbeit durch süßes Nichtssein, durch einen tiefen, tiefen Schlaf unter dem lähmenden Einflusse harter Winterfälle. Nur in den Knospen vollzieht sich in den tiefverborgenen, sorglich vor dem Froste durch dichte Mauern geschützten Zell-Laboratorien geheimnisvolle Arbeit, und darüberhin geht der Traum eines neuen schöneren Lebens, das sich da vorbereitet. Das ist der Winterschlaf der Pflanzen. . .

Der vielfältige, oft geradezu raffiniert ausgebildete Schutzmantel der Knospen läßt uns erkennen, daß sich die Pflanzen unter allen Umständen vor der Frostgefahr während des Winterschlafes schützen wollen. Es geht ihnen wie den Menschen, die wärmere Kleider tragen. Wie kommt es nun aber, daß in harten Wintern und selbst in solchen, die sich weniger durch Strenge als durch scharfe Winde auszeichnen, Äste, ja ganze Bäume der Frostgefahr erliegen?

Der pflanzenphysiologische höchst komplizierte Vorgang des Erfrierens war lange Jahre ein Buch mit sieben Siegeln. Heute ist die botanische Wissenschaft schon in das Geheimnis eingedrungen, aber noch immer ist die letzte Aufklärung nicht gegeben. Myrten und Orangebäume erfrieren bei 2 bis 4, Zypressen und Feigen bei 7 bis 9, Zentifolien bei 18, Weinreben bei 21, Eichen und Buchen bei 25, Pflaumen und Kirschen bei 31, Äpfel- und Birnbäume bei 33, das Löffelkraut gar erst bei 46 Grad unter Null! In Sibirien sind Lärchen- und Birkenbäume bisweilen einer Temperatur ausgesetzt, bei der das Quecksilber gefriert, und doch überdauern sie diese ungewöhnlichen Kältegrade. Wäre der Zellinhalt reines Wasser, so wäre die Gefahr des Erfrierens unheimlich groß. Da aber nicht Wasser, sondern eine mehr oder weniger kondensierte salzdurchsetzte Lösung das Zellinnere ausmacht, das ferner die spezifische Konstitution des Protoplasmas bei den verschiedenen Pflanzen verschieden ist, erklären sich auch die großen Temperaturdifferenzen, die für den Erfrierungsstod der verschiedenen Gewächse beobachtet werden. Es ist eingangs gesagt worden, daß die Gefahr um so größer ist, je saftreicher ein Organ ist. Trockene Pflanzenteile, trockene Samen, überdauern sowohl erstaunliche Hitze wie auch die niedersten Temperaturen. Wasser, das noch nicht im Protoplasma verarbeitet ist, tritt, je tiefer die Temperatur sinkt, um so eher durch die Zellwände heraus und erstarrt in den zwischen den Zellen liegenden Höhlungen, in den sogenannten Interzellularräumen, zu Eisknadeln. Bei den Bäumen verdunsten diese Nadeln, es ist ja bekannt, daß Eis wie Wasser verdunstet, und der Baum trocknet aus; aber durch den Verlust wird auch der Zellinhalt physikalisch und chemisch so verändert, daß das Protoplasma die Fähigkeit zu leben verliert: so erklärt es sich, daß der Tod der Bäume nicht eigentlich durch Erfrieren, sondern durch Austrocknen eintritt, denn die Zellen verlieren die Kraft, das von den Wurzeln im Frühjahr wieder aufgesaugte Wasser mit den Nährstoffen weiterzuleiten! Und bei allen übrigen Pflanzen hängt die Möglichkeit des Erfrierens von der Widerstandsfähigkeit des Protoplasmas ab, die je nach der Konstitution außerordentlich verschieden ist. Da wir aber die Plasmakonstruktion noch kaum kennen, können wir auch in die letzten Erscheinungen, die den Tod herbeiführen, noch nicht eindringen. Eins ist gewiß, ist infolge der Kältewirkung der molekulare Aufbau des Protoplasmas wirklich und dauernd zerstört, so ist die Pflanze unweideruflich erfroren. Alle Fälle, in denen Gärtner erfrorene Pflanzen durch „langames Auftauen“ gerettet und wieder zum Leben gebracht haben, sind nur dadurch erklärlich, daß die Organe gar nicht erfroren, sondern nur gefroren, erstarrt waren.

Ganz unverständlich ist dem Laien die häufig beobachtete Tatsache, daß manche Pflanzen erfrieren, obwohl das Thermometer noch nicht einmal 0 Grad zeigt, ja wenn wir gar noch 1 Grad Wärme haben. Und doch liegt die Erklärung hierfür teilweise auch schon in dem oben Gesagten. Die buntblättrigen Coleus, eine beliebte Zimmerpflanze, das Vasilienraut, Melonen, Tabak welken, verdorren und sterben ab, wenn sie einer Temperatur von 2 Grad Wärme nur eine einzige Nacht ausgesetzt werden! Der Gärtner sagt, die Pflanzen sind erfroren, der Botaniker behauptet wieder, sie sind vertrocknet. Und er erklärt es folgendermaßen: Durch die erhebliche Abkühlung der Erde werden die garten Wurzeln dieser Pflanzen gezwungen, ihre Tätigkeit einzustellen. Wühin hört der Wasser nachzug in die oberirdischen Teile auf. Die Blätter aber verdunsten durch Millionen von Spaltöffnungen fortgesetzt Wasser, so daß sie in der Tat welk werden und anderntags vollkommen verdorrt sind. Da sich verdorrte und erfrorene Blätter im Aussehen vollkommen gleichen, ist der Irrtum der Gärtner leicht erklärlich; ein Erfrieren, d. h. die Bildung von Eiskristallen findet aber in der Pflanze nicht statt. Anders wieder verhält es sich mit den jungbelaubten Pflanzen im ersten Frühling. Ihre Zellen verlieren in sternenhellen, wolkenlosen Nächten durch Ausstrahlung soviel Wärme, daß sie unter Null abgekühlt werden, während die Temperatur der umgebenden Luft noch über Null steht. Hier kann also sehr wohl der Tod durch Erfrieren eintreten. Deshalb schützt man ja auch solche Pflanzen, indem man sie durch Decken, Matten usw. verhüllt und diese wie die ausstrahlunghemmenden Wolken wirken läßt.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Zur Läuterung des Ausdrucks. Ich mag ungefähr siebenzehn Jahre alt gewesen sein, als mir die kleine Schrift Jakob Grimms „Ueber den Ursprung der Sprache“ in die Hände fiel. Die Hervorhebung der englischen Sprache darin kam mir bei einem deutschen Gelehrten nicht weiter auffällig vor, wohl aber machte die Behauptung, daß die deutsche Sprache zerrissen sei, einen starken, unangenehmen Eindruck auf mich. Denn das heißt doch wohl soviel, daß man sich in ihr wegen ihrer eigentümlichen Beschaffenheit nicht so deutlich ausdrücken könne als in den fester gefügten romanischen Sprachen. Jakob Grimm bestyrt aber ein großes Ansehen, und demzufolge hatte ich mich in meiner Bescheidenheit zu fügen.

Ich glaubte ihm also, doch nur so lange, bis ich mich, allerdings besser gerüstet, in meinen dreißiger Jahren eingehender mit meiner Muttersprache zu beschäftigen begann. Sofort mußte ich zu meiner großen Befriedigung wahrnehmen, daß Jakob Grimm bei all seiner Gelehrsamkeit doch immer ein ziemlich unbeholfener Stilist geblieben ist, besonders in den größeren Schriften und daß er fliehend und leicht lesbar nur in der kleinen Schrift schreibt, in der er Mitteilungen über sein eigenes Leben macht.

Um nun die angebliche Zerrissenheit zu beseitigen, bildet Grimm in der Einleitung zu seinem Wörterbuche Sätze wie folgende: „Heute wie sonst könnten Verze durch ihren regen Verkehr mit Menschen aller Art den Umfang der Sprache genau erkunden und an der einfachen Darstellung des Hippokrates sich ein Muster nehmen. . . Die durchgedrungenen fremden Kunstwörter hindern sie noch, auf dem einheimischen Felde sich zu bewegen und verteidigen es ihnen.“

Wer seinem natürlichen Sprachgefühl folgt, merkt sofort, daß die beiden in dem Passus vorkommenden „sich“ an falscher Stelle stehen. Beide Male gehören sie vor die adverbiale Bestimmung, also vor „an der einfachen Darstellung“ und vor „auf dem einheimischen Felde“. Ebenso gehört „den Umfang ihrer Sprache“ gleich hinter „Verze“. Augenscheinlich will Grimm das Objekt ganz in der Nähe des Verbums haben, um der angeblichen Zerrissenheit vorzubeugen. Auf diesen letzten Fall, wo das Objekt ein Hauptwort ist, möchte ich in diesem Zusammenhang weniger hinweisen als auf die künstliche Stellung der beiden „sich“, da diese letzte Unart nach seinem löblichen Vorgang eine große Verbreitung angenommen hat, bei Gelehrten sowohl als bei Tageschriststählern, denen die Ueberlegung und sprachlichen Kenntnisse eines Grimm nicht zu Gebote stehen. Manche von ihnen empfehlen sich ihren Lesern bei jeder möglichen Gelegenheit sogar als literarische Feinschmecker . . .

Zum Glück gibt es aber auch in der deutschen Sprache trotz aller scheinbaren Willkür, die immer und immer wieder von Nichtkennern hervorgehoben wird, bestimmte Gesetze, die man einer zweifelhaften Schönheit zuliebe nicht ungestraft übertreten darf. Eines dieser Gesetze lautet:

In der gewöhnlichen Prosa stehen alle näheren Bestimmungen, den Genitiv und den Kasus mit Präpositionen ausgenommen, vor dem Worte, das näher bestimmt werden soll; weicht man davon ab, so kann das nur bei Hervorhebungen geschehen.

In unserem Beispiel würde also „sich bewegen“ den Nachdruck bekommen und scheint so etwa im Gegensatz zu einem „sich sitzen“ stehen zu sollen. Das wird aber keineswegs beabsichtigt, sondern von der Bewegung auf dem einheimischen Felde ist die Rede, folglich muß „auf dem einheimischen Felde“ unmittelbar vor „bewegen“ stehen, weil dies dadurch näher bestimmt werden soll. Das „sich“ wird dadurch zurückgedrängt, und je mehr adverbiale Bestimmungen hinzugefügt werden, desto weiter wird es zurückgeschoben. Das „sich“ am Anfang und das Verbum am Ende unklammert gewissermaßen die ganzen Gedanken. Und hier zeigt sich im Gegensatz zu den romanischen Sprachen, daß das Deutsche die in ihm ausgedrückten Gedanken als etwas Zusammengefaßtes übermitteln will. Das Gesetz der Zusammenfassung und Unklammerung ist an jedem Nebensatz und an jedem Hauptsatz, in dem eine zusammengesetzte Zeit vorkommt, deutlich zu beobachten. In den Grammatiken sucht man diesen Hinweis jedoch vergebens. Und doch wäre er für den Stilisten äußerst wichtig. Denn hier wäre die Warnung zu geben, daß man keine meilenweiten Unklammerungen machen darf, wenn man die Tragkraft des Gedächtnisses beim Leser nicht überlasten will, so daß ein ratloses Zurücksitzen nötig wird.

Beispiele für solche Ungetüme kann man in Professorenwerken in unendlicher Zahl antreffen, und auch in der Tagespresse begegnet man ihnen tagtäglich. Einige Sätze eines belakten Journalisten mögen als abkürzende Beispiele für die falsche Stellung des „sich“ hier ihre Stelle finden: „Pflicht des Journalisten ist es, dahin zu streben, daß ihr Verus von der Mißachtung sich frei mache, die ihm vielfach noch anhaftet und daß er endlich siegreich über ein Vorurteil sich erhebe, das allzulange in Wirklichkeit war . . .“ Späß macht es, zu sehen, daß durch die Entfernung des „sich“ von der richtigen Stelle das „über ein Vorurteil“ zu „siegreich“ zu gehören scheint, während es doch in Wirklichkeit zu „erheben“ gehört.

E. W.

Das beste Schutzmittel gegen die Frostgefahr aber ist, wie nach allen diesen Ausführungen begreiflich erscheint, die normale intensive Entwicklung des Protoplasmas. Darauf gründet sich der alte Satz, daß je „unde kräftige Bäume viel leichter den Winter überstehen als „ronke Schwächlinge! Daneben gibt es eine Menge äußerer Schutzmittel. Im allgemeinen verwendet man schlechte Wärmeleiter: man bedeckt die Umgebung mit Stroh, Laub, Matten, Reisern usw., man schlägt die Nosen in die schützende Erde ein, umgibt die unteren Teile der Weinrebe mit Erde oder schaufelt Schnee um die Pflanzen. Schneelose oder schneearme Winter sind viel verderblicher als schneereiche. In den Hochgebirgen spielt der Schnee zweifellos eine große Rolle für die Pflanzen. Im Walde erhalten sich viele Gewächse wieder unter der dichten Laubdecke den ganzen Winter über grün.

Daß sich Knollen und Zwiebeln in die Erde verfrachten, ist schon erwähnt worden. Nun ist es aber interessant zu sehen, daß sie um so tiefer in der Erde stecken, je mehr der Standort der Erhaltung und Ausstrahlung ausgefetzt ist, je mehr die Gefahr droht, daß im Winter nur eine leichte Schneelage den Boden bedeckt, und je größer die Wahrscheinlichkeit ist, daß selbst diese von Stürmen weggefegt wird. Während beispielsweise, sagt Kerner, die Zwiebeln und Knollen des Gelfterns und der Hohlwurz, wenn sie im schwarzen Humus der Buchenwälder unter dürrer Laube wachsen, nur wenige Zentimeter tief unter der Oberfläche liegen, sind sie auf offenen Wiesen erst in drei- bis vierfach größerer Tiefe zu erreichen. Die Lage der Knollen vieler Orchideen sowie der Herbstzeitlose kann geradezu als ein Anhaltspunkt gelten, um zu bestimmen, wie tief in einer Gegend der Boden einfriert; denn regelmäßig erscheinen diese in Tiefen eingebettet, zu denen der Frost des Winters nicht mehr vordringt. . .

Wie die Zwiebelgewächse fliehen auch die Wasserpflanzen häufig in die Tiefe. So sinken die Stöcke der Wasserschere vor Beginn des Winters auf den Grund der Gewässer hinab, wo es fast niemals zum Frieren kommt, überwintern und erheben sich erst im nächsten Frühjahr wieder an die Oberfläche. Das krausblättrige Laichkraut entwickelt im Spätherbste nahe dem Wasserpiegel Sprosse, die mit kurzen Blättern besetzt sind, und bevor noch die oberste Schicht des Wassers zu Eis wird, berichlet der erwähnte Forscher, lösen sich diese Sprosse von dem alten Stengel ab, sinken in die Tiefe und bohren sich dort mit dem spitzen unteren Ende in den Schlamm ein. . . Hier also, wo die Einwirkung der Kälte kaum eine Rolle spielt, halten die Lebensträger des Laichkrautes ihren Winterschlaf.

Eine hochinteressante Beobachtung hat Prof. Wiesner an der Keimfähigkeit der Samen gemacht. Er schreibt darüber in seiner „Biologie der Pflanzen“: Da in kalten Zonen die Vegetationsperiode sehr verkürzt ist, so entsteht die Frage, ob nicht auch durch die Wirkung der Kälte auf Samen eine — Verschleunigung der Keimung herbeigeführt wird. Vollständig gequollene Samen werden durch den Frost getötet (Wasserreichtum!), hingegen erfahren halbgequollene Samen von Weizen, Roggen und Weide durch Frostwirkung allerdings eine Herabsetzung des Keimprozents, aber die meisten überlebenden Körner weisen eine größere Keimgeschwindigkeit auf! Ueber die Schutzrichtungen, die gerade den Samen und Keimlingen einen nicht durch Einflüsse der Kälte gestörten Winterschlaf ermöglichen, hat G. Haberlandt, der Entdecker des Pflanzenauges, instruktive Aufklärung gegeben. Vor allem ist schon die Samenhaut auf das Zweckmäßigste eingerichtet; sie schließt den Keimling dicht ab und bewahrt ihn so vor dem schädigenden Einfluß des häufigen Wechsels von Durchströmung mit Wasser und Austrocknung, vor zu rascher Wasseraufnahme und zugleich vor der verderblichen Einwirkung gewisser Schimmelpilze und Fermentorganismen. Die dicke feste Umkleidung des zartgebetenen Keimlings tut ein übriges.

Die Länge des Winterschlafes und der Ruhezeit die Pflanzen und Samen zur inneren Ausreise brauchen, ist natürlich außerordentlich verschieden. Bei vielen Gewächsen sind Monate, bei anderen wieder nur wenige Wochen dazu nötig. Darauf beruht die Kunst des Gärtners, Tulpen und Hyazinthen, Maiblumen und Flieder schon zu Weihnachten wieder in herrlicher Blüte zu haben. Aber man sieht an dem bleichgrünen Laube, daß durch das künstliche Treiben der Pflanzen doch keine normale Entwicklung erzielt wird. Sie ist im Winter schon deshalb nicht möglich, weil die für das Chlorophyll unbedingt nötige Intensität des Sonnenlichtes fehlt. Und wenn es auch gelingt, den Gewächsen die günstigste Temperatur, Luftfeuchtigkeit und Nahrung zu geben, so scheitert doch alle Kunst an der Unmöglichkeit, die Intensität der Sonnenstrahlen zu verstärken. Wie weit die Strahlung des elektrischen Lichtes für die bessere Blütenfarbe zum Beispiel der Hyazinthen in Anschlag kommen kann, steht dahin, da Hyazinthen, wie schon Hansen erörtert, auch im Dunkeln ihre farbigen Blüten treiben!

Alles das berechtigt uns zu dem Schluß, daß der Winterschlaf, bedingt durch die klimatischen Verhältnisse unserer Zone, für die Pflanzen eine Naturnotwendigkeit ist